

Aufsätze in den Karl-May-Jahrbüchern 1918 – 1933

von

Wenzel Urban

(?.1870 – 09.05.1919)

Karl-May-Jahrbuch 1918
Hrsg. Rudolf Beissel + Fritz Barthel

[Der klopfende Berg](#)

Karl-May-Jahrbuch 1920
Hrsg. Rudolf Beissel + Fritz Barthel

[Das Römerschwert](#)

Wenzel Urban war ein österreichischer Schriftsteller, „er starb 49jährig am 9. Mai 1919“ (Barthel, KMJb 1920, S: 8). Weitere Angaben konnten nicht ermittelt werden.

Die Herausgeber der ersten Karl-May-Jahrbücher, Dr. Rudolf Beissel und Fritz Barthel, wollten mit diesen Jahrbüchern auch „dem Leser das May verwandte Schrifttum öffnen“ (F. Barthel, KMJb 1918, S. 10) und nahmen Beiträge auf, die keinen oder nur geringen Bezug zu Karl May hatten (O. C. Artbauer, S. Brandis, R. Eichacker, L. Gheri, W. Urban u.a.). Dabei handelt es sich teilweise um Kriegserzählungen aus dem ersten Weltkrieg, wie auch hier die „gemütvolle“ (F. Barthel, KMJb 1920, S. 8.) Erzählung „Der klopfende Berg“. Die Jahrbücher ab KMJb 1921, herausgegeben von Dr. E. A. Schmid und Dr. Max Finke (im weiteren L. Gurlitt und K. Guenther), sind fast ausschließlich auf Karl Mays Leben und Werk ausgerichtet.

Zum Text: Der Text wurde zeichengetreu erfasst. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen/Ergänzungen sind in [] eingefügt.

Der klopfende Berg.

Kriegserzählung aus Tirol

Von Wenzel Urban.

Auf der rohbretternen Bank, die in die Felsennische eingebaut war, saßen die vier Landsturmmänner, die dienstfrei hatten und eben erst vom Wachtposten zurückgekommen waren. Sie blickten schweigend hinüber nach Westen, wo über den Engadiner Bergen die Sonne unterging, und hinab ins Tal, wo in fast zweitausend Meter Tiefe die weißen Wände der Bauernhäuser wie winzige Lichtpünktchen aus dem Dämmerlicht hervorstachen. Aus den braunen, verwilderten Bärten standen die kurzen Pfeifen hervor, und die klotzigen, dunkelbraun gebrannten Hände lagen auf den von Wind, Wetter, Felsen und Schnee rostig gewordenen Flickern der Uniformhosen. Müde waren alle vier, denn hier oben, fast dreitausend Meter über dem Meere, war der Dienst schwer und das Wetter oft hart. Das große majestätische Schweigen der Berge war um sie und keiner hatte Lust, es zu brechen.

Der Jockele von Partschins bei Meran sah hinüber, wo sich hinten ganz tiefblau wie eine Wetterwolke der Ortler aufbaute, und dachte, daß da unter dem Riesenfelsendom seine Bauernhütte liege. Wenn er den Rauch aus seiner Pfeife blies, dann fuhr's ihm durch den Sinn, daß jetzt sein Web den Maissterz koche und daß der Rauch aus dem Kamin wohl ebenso lustig in die Weite wirble, wie der, den er jetzt um die Ecke hauchte.

Und der Kalterfried aus dem Grödnertal dachte an die Zeit, da er statt der Soldatenflinte das Werkzeug umgeschmalt auf den Bergen herumkroch, um das Zirbelholz zu holen, aus dem er dann später, wenn es trocken war, die schönsten Heilande, Weihbrunnkessel und Salatlöffel schnitzte.

Der Martl aber, dessen Heimat im Vorarlbergischen lag, unsichtbar und weit von dem Standplatz hier oben, war der nachdenklichste von allen Vieren. Er hatte nicht Weib noch Kind, noch Vater mehr, noch Mutter. Einschichtig war sein Leben gewesen und eigentlich immer einsam, wenn auch unter vielen Menschen. Gleichgültig war's ihm gewesen, wenn ihm die welschen Kugeln um die Ohren gepfiffen waren, kalt hatte es ihn gelassen, wenn er die seine hinübergeschickt und gesehen hatte, wie drüben bei den Italienern einer hochsprang und dann vornüberfiel. Bei Tarnow war er mit dabei gewesen und hatte mit den Kaiserjägern den Berg gestürmt, der nur mehr unter seinen Kameraden der blaue hieß, weil er nach dem Sturm blau gefärbt war von den Uniformen derer, die ihn mit ihren Leibern nun deckten. Das alles hatte ihn nicht gerührt. Aber heute Nachmittag das Erlebnis, das er an seinem Wachtfelsen gehabt, hinter dem er seine drei Stunden auf der Lauer zu liegen hatte, das hatte ihn seltsam ans Herz gegriffen. Und dabei wußte er nicht einmal das Rechte, so daß er sich nicht getraute, Meldung zu machen. Zwar das, daß er auf den Bersaglieri geschossen, der sich auf dem Gratband mühsam heranzuschleichen versucht hatte, und daß die welschen Kugeln dann über ihn an die Bergwand klatschten, so daß ihn Steinstaub überrieselte, das war nichts Neues und kam jeden Tag beinahe vor. Das hatte er auch dem Korporal gemeldet, wie es sein mußte. Aber das andere, das behielt er für sich. Denn der Korporal hätte ihn ausgelacht, wenn er erzählt hätte, wie's ihm dabei zu Mute war und hätte gesagt, das dumme Klopfen wäre von seinem hasenfüßigen Herzen gekommen.

„Was sinnierst denn so, Martl?“ wandte sich der vierte der Soldaten an ihn, ein vierschrotiger Weinküfer aus Bozen, der sich gern neckte, und den einsilbigen Martl gern aufs Korn nahm. „Derfst net so viel Marienkraut in dein Tabak tun, sonst rost' dir noch's Gehirnkastel ganz ein.“

Unwirsch warf der Martl in seiner harten Vorarlberger Mundart ein „Laß mir mei Ruah!“ hin und erhob sich. Denn drinnen im Unterstand zirpte eben das Telephon.

„Paßt auf, da oben,“ rief ihnen von unten von der Alm, wo das Bataillon lag, ein guter Freund hinauf durch den sorgsam über Felsen geleiteten Draht: „Euer neuer Leutnant is auf'm Weg hinauf.“

„So?“ machten die anderen drei auf der Bank, als der Martl meldete und erhoben sich. Sie hatten ihn erst morgen erwartet, den Neuen.

„Is er scharf, der Neue?“ fragte der Kalterfried und streckte faul seine riesigen Tatzen.

„Sell' hat er mir nit g'sagt!“ maulte der Martl und ging dem Korporal im Unterstand des Zugkommandos melden, daß der neue Leutnant auf dem Weg sei. –

Eine kleine halbe Stunde später stand der „Neue“ vor ihnen. Ein blutfrischer Bursch mit blauen Augen und sonnverbranntem Gesicht, das sich beinahe gar zu jugendlich unter der Mütze mit der Spielhahnfeder rundete. Gefreiter Martl hatte die Meldung erstattet und betrachtete jetzt die rote Narbe, die dem Leutnant über die rechte Wange lief. Und als er die Hand an die Mütze hob, da sah der Martl auch, daß daran zwei Finger fehlten. Das kannte der Martl. So ganz neu war also der „Neue“ nicht. Die Schramme an der Wange sah eher nach einem Streifschuß aus, denn nach einem Schmiß, und die zwei Finger, die lagen irgendwo am Isonzo oder am Dunajec.

Die blauen scharfen Augen wanderten von einem zum andern. „Ihr seid also die abgelösten Vier von dem Achterposten der dritten Kompagnie. Es ist gut!“

Leutnant Kurt Ronauer besichtigte den Unterstand. Geschickt war der angelegt. Eine künstlich verbreiterte Felsennische, oben durch überhängendes Gestein vor Steinschlag und Lawinengefahr geschützt, die Wände, an denen wohl das Wasser herabrieseln mochte, verschalt, auf dem Felsboden eine Rinne zum Ablauf. Die massige Felsnase, hinter der er lag, bot auch der schwersten Mörsergranate Trotz. Dabei war das Felsenloch beinahe wohnlich. Nicht einmal Bilder fehlten an den ungehobelten Wandbrettern und in der Ecke hing der vom Kalterfried geschnitzte Christus, der in keinem Tiroler Unterstand fehlt.

Der Leutnant trat wieder hinaus auf die schmale Bergplatte, die kaum so groß wie der Fußboden einer Stube, vor dem Unterstand in den Felsen geglättet und von einem handfesten Geländer umgeben war. Der Höhenwind hatte sich aufgemacht und pfiß und sang um die Blöcke und Grate, darüber schwamm fast greifbar noch der Mond und tauchte rings die Berge in fahles Licht. Den Mantelkragen aufgestülpt sah Ronauer in diese Bergherrlichkeit hinaus. Vertraut waren ihm die Bergriesen seiner Heimat von Jugend an, und geliebt, wie nur je ein Land von seinen Bewohnern, war dieses da von ihm. Aber nie hatte ihn seine sonnige Schönheit am Tage, sein dunkelnde Majestät am Abend so ergriffen, wie jetzt seine totenstille, urgewaltige Einsamkeit in der Nacht. Grabbes Wort von dem Senat uralter Erdtitanen, die in stummem, eis'gem Trotz zum Himmel schau'n, am Fuß gefesselt zwar, doch nicht besiegt¹, fuhr ihm durch den Sinn. „Nicht besiegt, so Gott es will.“ Da drüben links in der fahlen Bergwand, die sich wie der Mantel eines ungeheuren Riesen herab zum Tale faltete, hausten die Italiener, in Felsenlöchern wie die Österreicher. Und beide Völker kämpften um diese nackten Felsen, bluteten auf den gleißenden Gletschern, rangen Tag für Tag mit dem Tode, der aus Büchsen, aus Geschützen, von stürzenden Felsen und Wassern kam und bald als eisiger Schneesturm, bald als krachendes Gewitter sie zu vernichten trachtete. Hier war noch der Krieg das, was sich unsere jugendlichen Gehirne unter ihm vorstellten. Nicht nur Kampf der Vernichtungsmaschinen gegen einander, unter denen der Soldat beinahe nur als geordnete, disziplinierte Masse in Betracht kam – hier kämpfte noch Mann gegen Mann mit allen Sehnen des Körpers auf rissigen, brüchigen Graten, über trügerischen Schneewächten und Eisspalten, hier galt noch Beschleichen und Anpirschen, der sichere Fingerdruck für die aufs Einzelziel gerichtete Büchse, das scharfe Auge, der trittsichere Fuß, die stählerne Handmuskel beim Klettern. Hier war der Kampf mehr als irgendwo das Leben wert.

Das dachte Kurt Ronauer, als er sich zu dem an der Felswand lehrenden Martl wandte, der stumm hinüber sah über die im Mondlicht flirrenden Einhäupter. Und da fiel ihn die Neugierde an, was diese wortkargen, schwerfälligen Männer hier oben wohl dachten, die Tag für Tag, Woche für Woche nichts sahen um sich als dieselbe Bergeinsamkeit und fast immer denselben Feind drüben an der grauen Wand.

Auf der Bank in die windgeschützte Ecke gedrückt ließ sich der Leutnant von Martl erzählen, wie sie hier oben hausten, wie ihnen der Tag verging, wie sie die Nächte verschliefen, wie sie den Feind beobachteten und beunruhigten, wie sie bis jetzt noch jeden auch mit Übermacht ausgeführten Angriff auf ihre Felsenstellung abgeschlagen, die als vorzüglicher Beobachtungsposten den Italienern ein Dorn im Auge war.

Und dann ging der Leutnant schlafen auf das „Paradebett“ hinter dem Küchenverschlag, das die Leute so getauft hatten, weil es einen Strohsack und Kopfkissen hatte, und für den Inspektionsoffizier bestimmt war, wenn der einmal oben statt im Kompagnieunterstand nächtigen wollte.

¹ [Christian Dietrich Grabbe: Don Juan und Faust. Eine Tragödie in vier Akten. Hier: 2. Akt, 2. Szene.]

„Sie haben Telephonwache, Gefreiter?“ wandte er sich an Martl, als der sich auf die Bank neben dem Fernsprecher beim Öllämpchen niederließ. Und als dieser bejahte: „Dann suchen Sie mal meinen Rucksack, wo ihn der Standschütz hingelegt hat und nehmen Sie sich ein Buch heraus.“

Dankend griff Martl in den Rucksack und wies fragend seinem Leutnant den Titel.

Dieser nickte: „Habe euch ein paar von unten mitgebracht. Wer nicht lesen kann von euch, soll sich von den andern erzählen lassen. In Wolhynien hab' ich sie mit mir herumgeschleppt und sie haben mir manche trübe Stunde überstehen helfen. Auch Zeitungen sind für euch darin.“ Dann legte er sich auf die Seite und schnarchte bald als Leutnant ebenso kräftig wie die drei Kaiserschützen auf ihren Holzpritschen. – – –

Martl saß auf seiner Bank und las. Es war zwar der dritte Band eines vielbändigen Romans. Aber Martl begann doch zu lesen. Und als er einmal begonnen, da vermochte er nicht wieder aufzuhören. Und er las weiter und las. Draußen heulte der Bergwind, riß an den Rindenstücken der Bedachung, pfiß um das Geländer und orgelte um die Felsen. Wie oft hatte ihm Martl schon gelauscht, wenn er so einsam wie diese Nacht Wache hatte. Heute hörte er ihn nicht. Je weiter er las, desto mehr weitete sich vor seinem inneren Auge ein märchenhaftes fremdes Land, mit braunen, wilden Menschen und fremdartigem Getier. Ein Europäer mit weißer Haut und wagemutigem Sinn durchstreifte es, und ein kleiner Wüstensohn ritt dem Weißen zur Seite. Gefahren umlauerten die beiden, und hundertfach wartete auf sie hinter jedem Baum und Strauch, hinter jedem Wegfelsen der Tod. Aber sie gingen hindurch durch Hunger und Krankheit, siegreich, als wären sie gefeit, und ihr Mut und kluger Sinn ließ sie alle Listen und Fallen der wilden, raubgierigen Steppenbewohner vorher erkennen. Das war ein Buch nach Martls Sinn. So wie diese zwei in dem fernen Land des silbernen Löwen, kämpften sie hier oben in den Tiroler Bergen gegen einen listigen, gewandten und raubgierigen Feind. Und als er seine Mitternachtsmeldung entgegen genommen hatte, da begleitete er die beiden, den weißen und den braunen Mann, in dem fernen Lande weiter. Mit brennenden Wangen las er, wie sie beide krank und fast dem Tode nahe, endlich ihren Verfolgern entronnen und zu Menschen gelangt waren, die seltsam klug und weise und von einer unsagbaren Milde in ihrem ganzen Wesen waren. Von dem wunderschönen Mädchen las er, das den weißen Mann pflegte, und dem wunderbaren Häuptling dieses Stammes, der wie ein Weltweiser und wie ein Unsterblicher über die Jahrhunderte zu schreiten schien. Immer lieber wurde Martl das Buch und immer inniger vertiefte er sich hinein. Manches Wort verstand er nicht und mancher Satz blieb ihm unklar bei seinem ungeschulten, schlicht bäuerlichen Verstand. Aber den Hauch des tiefgläubigen Gemüts verstand er, der ihm aus jeder Zeile des Buches entgegen wehte, und die Absicht des Dichters, weit sein Herz zu öffnen und verströmen zu lassen alle Lebenserfahrung und Erkenntnis eines nachdenklichen langen Lebens. Und so kam er zu der prachtvollen Schilderung des seltsamen Berges, an dem erkennbar war das Walten verschiedener Menschheitsalter, wie man an der aufgerissenen Seite eines Berges der Tiroler Heimat die Altersschichten der Erde erkennen konnte. Von der ungeheuren, furchtbaren Höhle las er, auf der der Berg stand, von dem weißen Alabastergottesbild in ihrer Deckenmitte, das Jahrtausende auf seine Erlösung wartete, und mit wildem Herzklopfen sah er den Augenblick näher kommen, wo dieser unterhöhlte Berg zusammenstürzte. – – –

Mit einem unterdrückten Schrei fuhr Martl in die Höhe, und das Buch fiel klatschend zur Erde. Ein Blitz des Erkennens war ihm durch das Gehirn gefahren. Jetzt wußte er, was das Klopfen heute Nachmittag bedeutet hatte und klar stand es vor seinem Auge. So ein unterhöhlter Berg war auch der, auf dem er stand, mit seinem Achterposten, mit der dritten Kompagnie ein paar hundert Meter tiefer und dem Bataillon unten an der Schneegrenze. Eine geheime Naturgewalt war am Werk; ein Felssturz bereitete sich vor, vielleicht war eine unterirdische Höhle vorhanden, in der das Wasser nagte und klopfte und den Ausgang suchte. Ganz deutlich hatte er es gefühlt, als er am Nachmittag dort auf dem kalten Stein gelegen mit dem Kopf an den kaminartigen Riß gelehnt, der von hoch oben tief hinabging, wie ein furchtbare Wunde, die ein Bergsturz gerissen. Aus dem Leib des Berges war das seltsame Klopfen gekommen, nicht von außen, er hatte die Hand aufs Herz gepreßt, aber das hatte ruhig geschlagen. In dem Berg war Leben. Was für Leben und wie es kam, das wußte er nicht. Aber in dem Berg war Leben, das stand fest in Martls Brust.

„Herr Leutnant!“ Martls Stimme klang nur halblaut, aber das im Grabenkrieg geschärfte Ohr des Schläfers hatte den Ruf sofort aufgefangen.

„Was ist?“ fuhr Ronauer auf.

„Eine Meldung, Herr Leutnant. Ich glaube, es ist sehr wichtig. Weil ich dort in dem Buch die wunderbare Geschichte gelesen von dem unterhöhlten Berg.“

Der Leutnant sah den Soldaten mit weitgeöffneten Augen an, dann blickte er nach dem Buch, das Martl wieder auf die Bank gelegt hatte. „Alle guten Geister, Mensch! Wie kommt Karl Mays heiliger Berg aus dem fernen Persien nach Tirol? Himmeldonnerwetter! Du bist wohl verrückt?“

Martl stand etwas betreten vor dem Leutnant: „Ich melde gehorsamst, Herr Leutnant, ich habe heut Nachmittag, als ich auf Wache stand, auch so ein inneres Klopfen im Berg drin gehört.“

Mit einem Ruck fuhr Ronauer in die Höhe. Der Mann machte mit seinen brennenden Wangen und dem ernstesten Gesicht trotzdem nicht den Eindruck, als ob er in Verzückung wäre. „Ein – was haben Sie gehört, Gefreiter? Ein Klopfen? Von innen heraus?“

Dem Ruck folgte ein zweiter. Ronauer stand auf den Füßen. „Hören Sie, Mensch, Gefreiter, Karl-May-Leser! Das müssen Sie mir genauer erzählen. Lassen wir die drei schlafen, die braucht der klopfende Berg nicht aufzustören.“ Damit zog er den Mantel an, wickelte sich in die Decke und trat auf die Plattform hinaus. Sich auf der Bank niederlassend, befahl er: „Erzählen Sie!“ Und Martl erzählte. Warum er sich anfangs nicht getraut, es zu melden, und wie plötzlich die wunderbare Geschichte von dem einstürzenden Berg ihn voller Gewißheit davon überzeugt hätte, daß es in dem Berg, auf dem sie ständen, auch im Innern nicht richtig sei.

Leutnant Ronauer war sehr ernst geworden. Er blickte nach dem Himmel, der sich rosenrot zu färben begann.

„Von welcher Stelle aus schossen Sie auf den Italiener? Vor dort, wo Sie das Klopfen hörten?“ fragte er.

„Nein, Herr Leutnant, etwas weiter, wo das Band um das Eck‘ geht“, erwiderte Martl.

„Wie weit ist’s zu dem Felskamin?“

„Eine halbe Stunde, wenn Herr Leutnant gut steigen können.“

„Daran fehlt’s nicht,“ sagte dieser. „Gefreiter, Sie haben zwar nicht geschlafen, aber ich muß sofort die Stelle sehen – –“

Einige Minuten später waren die beiden auf dem Weg. Martl beruhigte sich. So wie der Leutnant die Steinplatten nahm, über die es ging, so nahm sie nur ein echter Bergsteiger. Da brauchte er sich nicht mehr umzudrehen und zur Vorsicht mahnen, wenn eine gefährliche Stelle kam. Der da hinter ihm stieg, rutschte, turnte und schritt, als hätte er’s schon in der Wiege gelernt.

Martl blieb nach halbstündigem beschwerlichen Steigen stehen. Ein schmales Felsband zog sich um einen vom Wind und Wetter fast halbrund geschliffenen Steinkegel, an dessen Seite ein tiefer Riß hinabging. Ein regelrechter Kamin. Der Leutnant legte sich zu Boden und Martl richtete ihn in die Stellung, in der er am Nachmittag gelegen war. Angestrengt lauschte der Offizier. Dann schüttelte er den Kopf. Martl wollte verzweifeln. Jetzt, im frühen, klaren Morgenlicht wollte ihm die Sache, die er in der Nacht mit so großer Bestimmtheit vor sich geseh’n, gar nicht mehr so recht geheuer vorkommen. Neben dem Leutnant gekauert öffnete er den Mund zum Sprechen, da hob Ronauer plötzlich, Stillschweigen gebietend, die Hand. Und da hörte es auch das scharfe Ohr des Bergbewohners wieder, ganz deutlich, von innen heraus. Ein regelrechtes, dumpfes Klopfen. Dann eine kleine Pause, dann eine Weile wie ein Herzschlag: eins, zwei, eins, zwei und dann wieder regelmäßiger Einzelschlag.

„Sprengstollen!“ sagte mit nur leiser Stimme der Leutnant, obgleich sie hier oben, gegen Sicht gedeckt, keinen Lauscher zu fürchten brauchten.

„Sprengstollen“, nickte er bestätigend, als er wieder eine Weile gehorcht. „Es arbeiten anscheinend zwei.“ Dann richtete er sich in sitzende Stellung auf und begann eingehend den Kamin zu mustern.

Martl ging jetzt erst die ganze furchtbare Wahrheit auf. Kein in einer ungeheuren Höhle glucksendes, die Steinsäulen abnagendes Wasser, das sich den Ausgang suchte, war es, sondern Italiener mit Meißel und Schlägel, die Stollen in die Felsen trieben für die Sprengstoffladung, die den Beobachtungsstand der dritten Kompanie vernichten sollte. Damals begann dieser fürchterliche Sprengkrieg an der Tiroler Front. Er führte in seiner Weiterfolge zur Sprengung am Col di Lana, beim Clobricon und beim Monte Zebio, wo Berggipfel verschwanden und neue Alpenschluchten entstanden.

„Mensch,“ begann der Leutnant wieder, „Sie hat unser Her[r]gott gerade hierher geführt und Sie veranlaßt, sich gerade hier niederzulegen. Hinter dem Kamin liegt zweifellos eine schallführende Gesteinsschicht, sonst wäre es unmöglich, das Klopfen hier oben zu hören. Denn die Kerle arbeiten mit allen Finessen, mit umwickelten Meißelköpfen, damit der Schlag des Hammers nicht so laut wird, und zweifellos auch mit kleinen Bohrmaschinen.“

„Das Buch, das schöne Buch, Herr Leutnant, wenn’s nicht gewesen wär!“ erwiderte Martl.

Gedankenvoll sah der Leutnant hinüber in die jenseitigen Gipfel. War es nicht seltsam, daß die Erzählung Karl Mays, die vollendetste vielleicht von allen, die immer, so oft er sie schon gelesen, denselben tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, nun auch diesen einfachen Bauernsohn so ergriff, daß sich ihm unter ihrem Bann seine Beobachtung zur Gewißheit verdichtete? Ohne dies Karl-May-Buch hätte Martl vielleicht morgen schon dem rätselhaften Klopfen keinen Wert mehr beigemessen oder wäre vielleicht noch einmal hier vorüber gegangen, und wenn dann die da unten gerade in der Arbeit inne gehalten hätten, so wäre er sicher gewesen, sich getäuscht zu haben. Da mußte ihm einfallen, für die einsame Unterstandshütte hier oben ein paar Bücher in den Rucksack zu packen, für alle Fälle, wenn's einmal eine schlaflose Nacht oder einige Tagesstunden gab, wo die Langeweile sich zu regen begann. Und gerade dieses Buch mußte ihm in die Hände fallen, das den Lieblingsdichter seiner Jugend auf der Höhe seiner Meisterschaft zeigte, das gerade die wunderbar schöne Darstellung des seltsamen heiligen Berges enthielt. Ein Zufall – vielleicht – aber er, Leutnant Ronauer, sah eine Fügung darin. – – –

„Verdammte Katzelmacherbande!“ brummte der Bataillonskommandeur, als ihm eine Stunde später der Leutnant Martls Entdeckung mitteilte. „Die Kerle arbeiten natürlich nicht wegen der paar Soldaten von der Kompagnie, die da oben Tag und Nacht in den Berge sitzen. Wenn die Sprengladung in den Stollen war, dann ging der Angriff auf und los, und wenn sie die ganze Besatzung richtig über ihren Stellungen sahen, dann flog Seine Herrlichkeit, der Bataillonskommandeur samt seinem Bataillon hinauf in den Himmel. So ungefähr möchte man's!“ schloß der Major. „Schleichposten haben überdies festgestellt, daß die lasterhafte Gesellschaft Gebirgsgeschütze zusammenschleppt.“

Die Beratung des „Bataillonsgeneralstabes“, wie der Offiziersrat getauft worden war, hatte nur kurze Dauer. Vor allem hieß es zu erkunden, wo die Kerle ihre Stollen vortrieben und wie weit ihre Arbeiten vorgeschritten waren. Leutnant Ronauer übernahm selbstverständlich sofort den ehrenvollen Auftrag, und ein paar Stunden später arbeitete schon Martl im Schweiß seines Angesichts daran, eine Klammer einzuzwängen. Sie hatte das Seil zu halten, an dem der Leutnant und Martl sich die zwanzig Meter tief auf den nächsten Felsvorsprung hinunterlassen wollten. Denn gerade unter ihnen klaffte der Bergspalt breit auseinander und bot dem Fuße auch des geübten Kletterers nicht den geringsten Halt. Das war wohl auch der Grund, weshalb die Herren Alpini von drüben, die vorzügliche Kletterer waren, es noch nicht vermocht hatten, einmal hier oben nachzusehen. Versucht hatten sie es zweifellos, dazu mußte auch ihnen von drüben der Kamin zu sehr in die Augen stechen.

Es war eine gefahrvolle Erkundung, wie sie nur in diesem Berggebiet so gefahrvoll sein kann, zu der bei einbrechender Nacht die beiden Männer schritten. Bloß mit dem Notwendigsten versehen – Messer, Pistole und Taschenlampe – genau unterwiesen, schwang sich zuerst Martl, dann der Leutnant an dem Seil hinab in die dunkle, gähnende Tiefe.

„Mit Gott,“ flüsterte der Bataillonskommandeur Ronauer nach, als er in der Finsternis verschwunden war, dann zog er sich auf eine höherliegende kleine Felsplatte zurück, wo die ausgesuchtesten Bergsteiger seiner Truppe für alle Fälle bereit standen, und hüllte sich in seinen Mantel. Auf dem Felsband, bei der von Martl eingelassenen Klammer, lagen zwei kräftige Burschen am Seil, bereit, auf das erste Zeichen von unten mit ihrer Hilfe einzusetzen.

Nichts hatte den Italienern den Abstieg der beiden Kundschafter verraten können. Der Nachtwind piff um die Gipfel und verschlang jedes Geräusch. Der Schall von ein paar leise polternden Steinen nur drang von unten herauf, aber Steinschlag war hier auch in der Nacht etwas so Gewöhnliches, daß niemand darin etwas Verdächtiges vermuten konnte.

Langsam verrannen die Stunden. Der Major wurde nervös. Er hatte sich zu den zwei Leuten gesellt, die, auf dem Boden liegend, angestrengt auf jedes Geräusch aus der Tiefe lauerten. Es war freilich eine ausnehmend gewagte Geschichte, die zwei da in finsterner Nacht bei nur schwachem Mondlicht in den Kamin hinabzulassen. Wenn sich's der Major recht überlegte, so war hundert gegen eins zu wetten, daß einer wenigstens von den zwei Braven nicht mehr wiederkam. Wenn schon bei hellem Tageslicht eine solche Kletterei beim geringsten Fehltritt den Hals kosten konnte, wie erst in der Nacht, wo die gefährlichen Risse in den Steinen dem Auge unsichtbar waren, so daß der Griff nach einer brüchigen Stelle den Absturz unweigerlich mit sich brachte! Aber der Krieg will's hier oben nun einmal nicht anders, dachte der Major. Es wäre schade um die zwei Tapferen – aber wenn es in der Nacht nicht gelang, dann mußte es am Morgen versucht werden selbst auf die Gefahr der Entdeckung hin. Er konnte und durfte nicht anders. In seinem

Köpfe rundete sich die Meldung, die so rasch wie möglich an das Brigadekommando abgehen mußte: „Feind treibt in Wand des x-Berges Minenstollen vor. Arbeitsstelle erkundet.“ Fehlte der letzte Satz an der Meldung, dann kam ein Donnerwetter durch den Draht zurück.

So lagen regungslos die drei in Mäntel gehüllten Männer auf dem kaum einen Meter breiten Gratband. Der Major und die beiden Soldaten, Mark und Bein durchfroren von dem eisigen Hauch, der von den Gletschern drüben herüberstrich. Der erste Frührotschimmer zeigte sich im Osten, die zwei da unten blieben verschollen. Noch eine Viertelstunde, dachte der Major, und sah nach seinem Chronometer. Dann stiegen drei andere den ersten nach. Vielleicht den ersten zwei Opfern drei neue. Es ist bitter, aber es geht nicht anders.

Da plötzlich hob der eine der beiden Soldaten ein wenig den Kopf. „Wastl, hörst nix?“ Der andere lauschte und schüttelte sein von einem rostigen Vollbart umrahmtes Haupt. Aber da, jetzt klang es deutlicher, jetzt hörte es auch der Major, Steingeriesel und ein gedämpftes Klopfen. Und da bewegte sich auch schon das Seil ruckweise, wie auffordernd. Wastl zog, es hing etwas Schweres daran. Der Major wälzte sich näher. „Wenn’s ein Italiener ist, ruhig, keinen Lärm, an der Gurgel packen“ flüsterte er.

Aber es war kein Italiener. Martl, blutend, bleich, mit zeretzter Uniform, tauchte an dem Seil über die Felswand empor. „Unten der Herr Leutnant, Bein verstaucht, herauf –“ mehr konnte er nicht sprechen. Eine ungeheure übermenschliche Arbeit mußte der arme Kerl da unten vollbracht haben, denn seine Glieder zuckten und die Hände zitterten wie im Fieber. Im Nu stieg einer der beiden Wächter in den Abgrund, und rasch war ein anderer an seine Stelle getreten.

Ein paar Minuten später langte auch Leutnant Ronauer oben an. Ebenso erschöpft wie Martl, aber sonst guter Dinge – der Arbeitsplatz der Italiener war entdeckt!! Als die beiden Kundschafter in den Unterstand gebracht worden waren, schrieb der Major die wichtige Meldung nach den Angaben des Leutnants an das Brigadekommando nieder.

Übermenschliches hatten die zwei Braven geleistet. Angeseilt, im Finstern durch einen mit Bruchgestein durchwachsenen Kamin hinabzuklettern, ohne Geräusch zu machen, das kann nur einer beurteilen, der selbst Kletterer in den Dolomitenbergen ist. Etwa dreihundert Meter hatten sie von der oben liegenden Ausgangsstelle hinabzusteigen, dann konnten sie endlich über den Schuttkegel eines Bergsturzes nach links hinüber traversieren. Und von dort öffnete sich ihnen ein Ausblick in einen engen Kessel, an dessen Sohle durch Letschengestrüpp verdeckt die Stelle war, wo die Italiener den Berg angebrochen hatten. Die beiden Beobachter konnten im schwachen Mondlicht doch soviel beobachten, daß eine ganze Anzahl der Welschen hier arbeitete, daß es sich also um die Anlage einer Sprengung größten Stils handelte, die einen allgemeinen Angriff auf den Berg von Osten her einleiten sollte. Beim Abrutschen von einem Stein hatte sich auf dem Rückweg der Leutnant den Fuß verstaucht. Und da hatte der treue Martl den Verletzten auch noch mit unsäglicher Mühe bis zur Hälfte des Aufstieges im Kamin geschleppt. Dort legte er ihn in Sicherheit auf einer Steinplatte nieder.

Einige Stunden später flogen die Meldungen schon nach allen Richtungen. Nach drei Tagen meldete der Generalstabsbericht in kurzen, trockenen Worten, daß am x-Berge eine Sprengung großen Stils vereitelt und eine Anzahl Italiener dabei gefangen worden sei.

Martls Lohn war die große Goldene Medaille. Karl Mays Buch „Im Reiche des Silbernen Löwen“ machte ihm sein Leutnant zum Geschenk. Wenn er wieder in seiner Vorarlbergischen Bauernstube sitzen wird, gesund heimgekehrt aus dem Kriege, dann soll es den Ehrenplatz in der Ecke gleich unter dem geschnitzten Heiland erhalten. –

Das Römerschwert

Erzählung aus Dalmatien

Von Wenzel Urban

An einem jener blaugoldenen Sommermorgen, wie sie nur am mittelländischen Meere dem Sonnenaufgang folgen, standen am Hafen von Castelvechio an der dalmatinischen Küste zwei Männer auf der kleinen Hafencaimole und blickten erwartungsvoll über das Meer hinüber nach Westen.

„Sagt' ich's doch,“ begann einer der beiden, ein hoch aufgeschossener Mann mit rötlichblondem Vollbart und der hohen Stirn, wie man sie an den Männerbildnissen alter Venetianer Meister findet. „Sagt' ich's doch. Wenn Taditsch am Abend seine Bark aus dem Hafen von Ancona lotsen läßt, ist er bei solchem Wind am Morgen hier. – Dort kommt er.“ Mit weit ausholender Gebärde wies er hinaus in das glitzernde Meeresblau, wo sich ein dunkler Punkt langsam über den Horizont erhob.

Der andere der beiden, ein hagerer, etwas finster blickender Mann in den vierziger Jahren nickte zustimmend: „Es ist Taditsch. Die Bark hat tief geladen. Er bringt uns Marsaletta.“

Am Nachmittag des Vortages hatte Conte Fanfarin eine Depesche erhalten. Eine Depesche in dem stillen, weltabgeschiedenen Castelvechio ist an und für sich schon ein Ereignis. Sie erregte denn auch in dem kleinen Kasino, wo Conte Fanfarin mit einigen Bürgern des Oertchens alltäglich nachmittags seine Kartenpartie machte, geziemendes Aufsehen. Das Aufsehen aber wuchs zum Ereignis, als der Conte die Depesche vorlas:

„Wenn du noch lebst und dich noch deines alten Heidelberger und Wiener Konkneipanten erinnerst, dann begrüße ihn morgen früh am Strande. Er fährt abends mit Taditschs Bark von Ancona ab. Fritz Dernefeld.“

Das stand auf dem grauen Blättchen Papier, das gestern nachmittag Conte Fanfarin in der einen Hand gehalten, während die andere die Kartenblätter umschloß. Aber als er es gelesen hatte, warf er die bunten Papierkärtchen knallend auf den Tisch und ließ in seiner Herzensfreude, den alten Studiengenossen wiederzusehen, Wein auffahren, daß sich die Tischplatte bog.

„Dernefeld, der liebste von allen, die ich in Deutschland lieb gehabt“, Dernefeld, der ihm, dem Abkömmling der venetianischen Gaugrafen, die die Republik auf feste Kastelle gegen räuberische Türken hierher an die dalmatinische Küste gesetzt, immer nachzuweisen versucht hatte, daß sein achtungsgebietender Durst ein Erbteil seiner longobardischen Vorfahren sei. Wie Kinder sich auf den Weihnachtsmann freuen, so freute er sich auf den lang entbehrten Freund, der ihm hier in die zwar schöne aber eintönige Einsamkeit die Erinnerung an das köstlichste Kapitel seines Lebens, jung in Deutschland gewesen zu sein, mitbringen sollte.

Und der brachte sie wirklich mit. Als eine Stunde später die zwei Freunde mit Barbin, dem Arzt der „Sieben Kastelle“, wie die von sieben eng aneinanderliegenden Dörfchen gebildete dalmatinische Landschaft heißt, unter dem gewaltigen Blätterdach der Platane in Conte Fanfarins Garten saßen, wollte das Erzählen erst kein Ende nehmen. Bis Dernefeld, der Kunstgelehrte, endlich darauf zu sprechen kam, daß ihn eigentlich ein seltsamer Vorfall, ein seltsamer Fund vielmehr, an dieses Gestade gespült habe. Wie er sich, als er den Namen des alten Salona mit seinem Funde verknüpft fand, daran erinnerte, daß sein Jugendfreund hier in unmittelbarer Nähe der Trümmerstadt auf einem der sieben Kastelle als Nachkomme der venetianischen Gaugrafen sitze, und wie er nun beides zusammen verbinden wollte: die Jagd nach der Ergänzung des seltsamen Fundes und das Wiedersehen mit den Jugendfreunde, der hier so weltabgelegen weit von jeder europäischen Heer- und Seestraße hauste, daß einen nur ein ganz ungewöhnlicher Wind zu ihm verschlagen könne.

Und dann holte Dernefeld aus seinem Koffer ein Lichtbild hervor und zeigte es den beiden Männern. Es stellte ein prachtvoll gearbeitetes, kurzes römisches Schwert dar. „Aus der Zeit Diokletians,“ erklärte Dernefeld, der zukünftige Museumsdirektor und Altertumsforscher. In einem der Antiquitätenläden Anconas habe er es entdeckt. Aber dem Schwerte fehlte der Hauptschmuck, der geschnittene kostbare Bildnisstein, mit dem die vornehmen Römer diese Waffe sonst zierten. Der Händler habe natürlich einen falschen

eingesetzt. Als Dernefeld diesen entfernt hatte, habe er in der Oeffnung unter der Lupe folgende rätselhafte lateinische Buchstaben entdeckt:

Qu. m. S.

Neben den Schriftzeichen ganz fein eingezeichnet befand sich ein Grundriß, ungefähr die Umfassungsmauer eines länglichen Gebäudes mit eingezeichneter Längs- und Querachse. Von dem Punkte, wo sich die Achsen in der Mitte schnitten, führte eine Art Orientierungspfeil über die Umfassungslinien hinaus. Nach sorgfältigem Nachdenken und Kombinieren sei er auf das Geheimnis der rätselhaften Inschrift verfallen. Das Schwert stamme zweifellos aus der Zeit Kaiser Diokletians. Der Cäsar aber hatte die meiste Zeit seiner Regierung in seinem Heimatland Dalmatien verbracht. Hier hatte er sich bei Salona, an der Meeresküste jenen wundervollen Palast erbaut, der heute zu den besterhaltenen römischen Baudenkmalern gehört und den größten Anziehungspunkt der jetzigen dalmatinischen Hafenstadt Spalato bildet. Unter den Trümmern Salonas aber findet sich die Umfassungsmauer einer Kirche der ersten Christen, die dem Grundriß in der Steinfassung gleicht. Die Inschrift also lautet: „*Quaere me Salonae*“². Der Orientierungspfeil führt aus dem Innern der Basilika hinaus. Also liegt der kostbare Stein, der erst dem Schwerte den unbezahlbaren Wert geben könnte, in Salona bei den Ueberresten der ersten Christenkirche versteckt oder vergraben.

„Und du kommst, ihn zu suchen,“ schloß Conte Fanfarin die Erzählung ab.

„Gewiß,“ erwiderte Dernefeld. „Und wenn ich ihn finde, dann ist's ein Fund, der sich bezahlt machen würde. Die Arbeit an dem Schwerte ist derart gediegen und künstlerisch vollendet, daß die Waffe nur einem sehr vornehmen Römer gehört haben kann, vielleicht dem Cäsar selber. Gott weiß, durch welche Wechselfälle Schwert und Stein auseinandergekommen sind! Vielleicht hat der Besitzer den Stein nicht in die Hände Unberufener fallen lassen wollen und ihn für seine Nachkommen versteckt. Er ritzte die Inschrift in die goldene Bodenplatte ein, die dem Stein als Lager diente. Bedenke, Freund, welch ein Fund von welcher Bedeutung, wenn das Schwert nun Diokletian selber gehörte, wenn auf dem Smaragd oder Topas das Haupt des Kaisers selber eingeschnitten wäre!“

Fanfarin wiegte seinen Tiziankopf.

„Die Ruinen von Salona sind durchwühlt von oben bis unten,“ sagte er nachdenklich. „Was die Goten in den Steinsarkophagen der in der Arena gemarterten Christen übrig gelassen, haben die Avaren durchsucht. Was denen entging, hat das mittelalterliche Gesindel, Balkanslaven, Türken, räuberische Genuesen und die Piraten von Sebenico, durchwühlt. Was die wegwarfen, haben die napoleonischen Soldaten aufgelesen, die hier gerade bei Salona unter General Marmont die Straße bauten. Heute bohren die schmutzigen Finger des Pöbels von Spalato in allen Löchern und Ritzen nach römischen Münzen herum, um sie den Fremden anzuhängen. Kurz, daß da ein solches Kleinod unentdeckt geblieben sein sollte, würde erstaunlich sein.“

„Warum nicht?“ machte Dernefeld munter. „Es werden heute noch trotz aller jahrhundertlangen Schnüffelei von Briten und Franzosen in Aegypten soviele Wunderdinge gefunden, daß auch das Wunder von Salona möglich wäre.“

„Sagen Sie, verehrter Doktor Dernefeld,“ mischte sich der bis jetzt schweigsam gebliebene Arzt in das Wort, „ich will nicht neugierig sein, aber ich kenne Land und Leute hier und in Italien – wußte der Händler in Ancona von der Inschrift in der Fassung des verschwundenen Steines, oder hat er erst durch Sie davon erfahren?“

Dernefeld strich sich über das Kinn. „Das kann ich eigentlich nicht klarstellen. Als ich die Fassung vom Schmutz gereinigt und durch die Lupe betrachtet hatte, bat er mich um das Instrument und untersuchte die Oeffnung ebenso mit der Linse wie ich. Dabei müßte er die Inschrift wohl gesehen haben, falls sie ihm nicht vorher bekannt war. Ob er sie zu deuten wußte, weiß ich nicht. Er fragte mich zwar, aber ich konnte keine Auskunft geben, da ich erst viel später, als ich den Laden bereits verlassen hatte, auf die Lösung verfiel. Doch scheint die Entdeckung der Schriftzeichen den Mann stutzig gemacht zu haben. Denn er erklärte mir, daß er das Schwert noch einmal untersuchen und abschätzen lassen wolle, ehe er es verkaufe. Aber wenn ich Ihre Frage richtig deute, so halten Sie eine Fälschung für möglich, lieber Doktor Barbin,“ fuhr Dernefeld fort. „Ich erkläre Ihnen aber, daß eine solche ausgeschlossen ist. Das Schwert ist echt. Ich gebe heute, selbst wenn sich der Stein nicht finden sollte, 50 000 Lire für die Waffe. Hätte der Händler fälschen wollen,

² Suche mich in Salona.

so finden sich in Italien Steinschneider genug, die ihm einen Bildnisstein mit irgend einem römischen Feldobersten einsetzen könnten.“

„Sei dem wie immer!“ entschied Conte Fanfarin. „Wenn ich dich recht verstehe, mein deutscher Freund, so scheinst du es kaum erwarten zu können, in den Ueberresten von Salona herumzusuchen. Du sollst deinen Wunsch erfüllt sehen.“ –

Am nächsten Tag, einem ebenso sonnigen Morgen wie dem vorhergehenden, fuhren die drei Männer im leichten Gefährt die alte Franzosenstraße entlang nach Salona. In dunkler Bläue lag das Meer, in der Ferne bekrönt von den Inseln Solta und Brazza. Wild reckten sich zur Linken und im Süden die kahlen Felsenhäupter der Mossor gianina auf. Unmittelbar an die Straße aber drängten sich Gärten an Gärten voll blühender Granatbüsche und Weinlauben, wiegten Pinien ihre edlen Wipfel und rauschten uralte Platanen. Der Hafen des alten Salona, wo die Galeeren der Cäsaren anlegten, heute ein kleines Dörfchen, Piccola Venetia genannt, tauchte aus dem ultramarinfarbenen Meere auf, wie ein von Sonnengold umspinnenes Märchengebilde. Dann holperte das Gefährt über die Römerstraße, auf der noch die Radspuren der römischen Streitwagen zu erkennen sein sollen, dem Trümmerfeld von Salona zu.

In vielhundertjähriger Raubtätigkeit haben zuerst Römer, dann Venetianer die einstmals berühmten Wälder Dalmatiens vernichtet. Die Spanten zu den römischen Ruderschiffen wurden von den dalmatinischen Steineichen geholt. Der Pfahlrost, auf dem Venedig ruht, besteht aus hunderttausend Eichenstämmen, die hier einst die Berge in dunkles Grün hüllten. Die Folgen dieser Raubwirtschaft zeigten sich bald. Die schweren Regengüsse dieser Gegenden wuschen die Erde von dem Felsgerippe der Berge und schwemmten sie ins Meer. Nur da, wo die Gebirge von der Küste etwas zurücktraten, wie in der Gegend der sieben Kastelle, bildete sich ein, dann aber allerdings überaus fruchtbares Gartenland. Sonst ist auf Strecken von hunderten Kilometern die Küste kahl und nackter Fels geworden. Der ziellosen Abholzung verdankt aber auch Dalmatien jene eisigen Stürme, Bora genannt, die oft tagelang das Land durchbrausen, die Bewohner in ihre Häuser bannen und oft die Schiffe zwingen, aus dem Hafen zu flüchten und das offene Meer aufzusuchen.

So ist auch Salona im Laufe der Jahrhunderte von einer mehrere Meter dicken von den Bergen herabgespülten Schlamm- und Erdschicht bedeckt worden. Ausgrabungen haben bisher die gewaltige Arena, Bäder und Palastmauern, die Mauern einer Christenkirche und viele hunderte Sarkophage aus der Krypta zutage gefördert. Die Deckel dieser Sarkophage sind leider durchweg zertrümmert. Die Avaren haben sie mit wuchtigen Keulenhieben zerschlagen, um die Toten ihres Schmuckes, der ihnen mitgegeben war, zu berauben.

In dem an der Südseite des Trümmerfeldes von Salona gelegenen Gasthause nahmen die drei Forschungsreisenden ihr Mittagmahl ein und stellten das Gefährt unter. Sie fanden bei ihrem Eintritt in die einfache Gaststube einen der wenigen Tische bereits besetzt. Zwei Männer saßen dort, die beim Eintritt Dernefelds und seiner Begleiter höflich aufstanden und grüßten. Einer von den beiden näherte sich und bot in italienischer Sprache seine Dienste an. Sie hätten in der Nähe Werkzeuge und alle Behelfe, um bei etwaigen Grabungen sich nützlich machen zu können.

Dernefeld war hoch erfreut, so rasch dieser Sorge um Hilfskräfte enthoben zu sein. Weniger erfreut zeigten sich Fanfarin und Barbin. Sie unterzogen die beiden Männer, die hochgewachsen und finster aussahen, wie fast alle männlichen Einwohner dieser Gegend, einer Art Verhör und erfuhren, daß sie aus Spalato stammten und hier in der Ruinenstadt durch Graben nach Denkmünzen und kleine Fremddienste sich ihr Brot zu verdienen suchten. Das klang außerordentlich natürlich, und Fanfarin einigte sich rasch mit den beiden um den Lohn weniger Kronen. Die Männer entfernten sich dann, um, wie sie sagten, ihre Werkzeuge zu holen, mit denen sie nach vier Uhr nachmittags, wenn die glühende Sonnenhitze ein wenig nachgelassen habe, wieder erscheinen wollten.

Doktor Barbin sah den beiden durch das Fenster des Gasthofes nach, wie sie mit langen Schritten und in offenbar Eile das Trümmerfeld in der Richtung gegen die Berge zu überquerten.

„Ich will nicht selig werden,“ flüsterte er vor sich hin, „wenn der eine von den Kerlen nicht ein Arnaut ist, den ich schon einmal irgendwo gesehen oder unter meinen Händen gehabt habe.“

Aber er behielt seine Gedanken für sich und machte sich davon, um, wie er sagte, seinen gewohnten Spaziergang vor dem Essen zu machen. Währenddessen nahmen Dernefeld und Conte Fanfarin an einem der

Tische Platz und bestellten eine Mahrzeit, deren einzelne Gänge immer wieder in Hammelfleisch, auf verschiedene Art zubereitet, bestanden.

Doktor Barbin schlenderte, der glühenden Hitze nicht achtend, eine breite Querstraße entlang, die durch die Gräberstadt führte, bis er zu dem in altchristlichem Stile aufgeführten Häuschen des Fremdenführers und Wächters kam, der hier seines Amtes waltete.

„He, Freund,“ rief Barbin den Mann an, der auf einer Steinbank im dürftigen Schatten eines jungen Nußbaumes saß. „Wie heißen doch die beiden Burschen aus Spalato, die hier die Fremden führen und mit graben helfen?“

Der Führer hatte sein rotes Käppchen, wie es die Männer hier bis nach Montenegro hinauf zu tragen pflegen, abgenommen und kratzte sich im struppigen Haar. „Weiß nicht, wen du meinst, Gospodin³. Hier gibt's niemanden als mich, der führen darf!“

Barbin wies mit der Hand in die Ferne, wo die Gestalten der zwei Männer aus dem Gasthause eben hinter einer Erdwelle verschwinden wollten.

„Die zwei meine ich. Sie holen ihre Geräte zum Graben.“

„Da soll doch –“ der Bewohner des christlichen Hauses unterdrückte einen höchst unchristlichen Fluch – „Gospodin, ich habe die zwei Kerle nie gesehn, und sie haben auch kein Recht, hier zu graben.“

„So, so, dann wird es wohl ein Irrtum von mir sein,“ meinte Barbin, gab dem Alten ein Silberstück und entfernte sich langsam in der Richtung, wo er die beiden angeblichen Arbeiter verschwinden sah.

Sein unbestimmter Verdacht, der ihn schon bei der Erzählung Dernefelds von seinem Funde bei dem Händler in Ancona überfallen hatte, nahm bestimmtere Formen an. Die zwei Männer, die da vor ihm gegangen waren, hatten gelogen. Sie arbeiteten nicht auf dem Trümmerfelde, sonst hätte sie der sozusagen beamtete Führer in dem christlichen Hause kennen müssen.

Rasch entschlossen kehrte er zu dem Führerhäuschen zurück. „Freund,“ fragte er den Mann nochmals, „was ist dort hinter jenem Hügel, den die beiden Männer überschritten haben?“

„Die Ruinen eines alten Patrizierhauses, bis zum Keller und zur Wasserleitung ausgegraben, Herr; willst du, daß ich dich hinführe?“

„Nein,“ sagte Doktor Barbin, „aber sage mir, ob ein Weg dorthin führt, der es mir erspart, über jenen Hügelrücken zu gehen.“

„Doch,“ antwortete der Alte, „wenn du hier diesem Graben folgst, so gelangst du zu der alten Stadtmauer, neben der ein noch tieferer Graben läuft, und wenn du den rechts hinauf verfolgst, kommst du gerade zu den Ruinen. Man glaubt, daß die Römer in dem Graben das Meerwasser zu ihren nautischen Spielen hereinleiteten, denn – – –“

„Schon gut,“ unterbrach hier Barbin den Redseligen und machte sich nach einer abermaligen Opferspende auf den beschriebenen Weg.

Es war ein beschwerlicher Weg, den Barbin in dem Graben zurücklegen mußte. Und als er nach viertelstündigem Klettern über Mauertrümmer, Erdlöcher und Lehmwände in der Nähe der Hausruinen Halt machte, um sich vorsichtig zu orientieren, floß der Schweiß dem Hitzegegewöhnten doch in kleinen Strömen vom Antlitz.

Dort drüben lagen die Trümmer des Patrizierhauses. Barbin schloß, daß die beiden Burschen, falls sie etwas Verdächtiges im Schilde führten, sich ein Versteck gewählt hatten, von dem aus sie die ganze Trümmerstadt zu überblicken imstande waren. Dort drüben hinter der Mauer, die Schatten nach Norden warf, konnte ganz gut diese Stelle sein. Barbin griff nach seiner hinteren Hosentasche, entsicherte erst den kleinen Browning, den er in diesem Lande, wo alles Waffen bei sich trägt, stets mit sich führte, und steckte ihn in die Rocktasche. Dann klomm er, so leise es ihm möglich war, eine Lehmwand hinauf und gelangte geräuschlos zur Sonnenseite der Mauer, hinter der er das Versteck der Beiden vermutete.

Unbeschreibliche Sonnenglut lastete auf dem Ruinenfelde von Salona. Soweit das Auge reichte, war kein menschliches Wesen zu erblicken. In der Zeit von zehn Uhr vormittags bis nachmittags um vier Uhr sind die dalmatinischen Städte und Dörfer verödet, wie bei uns im Norden zur Nacht. Die Bewohner überstehen die furchtbare Hitze in ihren Steinhäusern hinter kühlen dicken Mauern und geschlossenen starken Fensterläden.

³ Gospodin = Herr.

In der tiefen Stille ringsum konnte Barbins scharfes Ohr bald das Geräusch mehrerer Stimmen vernehmen. Vorsichtig schob er sich an der Mauer entlang, bis er zu einer schadhaften Stelle gelangte, wo herausgebrochene Steine ein sich nach hinter verengendes Loch in der Mauer ließen. Hier sank der Doktor lautlos zu Boden.

„Maledetto, verfluchtes deutsches Schwein,“ hörte er auf der Schattenseite der Mauer jemanden halblaut in italienischer Sprache fluchen. „Was machen wir nun gegen drei, Spiridion?“

An der Stimme des Mannes, der jetzt antwortete, erkannte Barbin den verdächtigen Arnauten.

„Einen davon kenn' ich. Der bedeutet nichts. Ein Pflasterschmierer aus Castelvecchio. Als ich einmal bei einer verunglückten Unternehmung in Spizza eine dumme Kugel zwischen die Rippen bekommen hatte, hat er mich im Inquisiten-Spital von Cattaro behandelt. Dafür riß ich ihm in seiner Uniform aus und seither hat man Spiridion nicht mehr gesehen.“

Der Kerl lachte ein grunzendes Lachen bei den letzten Worten.

„Warte, Bürschchen,“ flüsterte der horchende Barbin in sich hinein. „Du warst also der Lump. Ich will dir schon zeigen, was das bedeutet, dem Doktor Barbin für Gratisbehandlung auch noch die Kleider zu stehlen.“

„Lach nicht so dumm, Spiridion,“ hörte er dann wieder die frühere scharfe Stimme sagen. „Hätt' ich doch dem deutschen Spürhund das Römerschwert nicht gezeigt! Die ganze Sache scheint verdammt schief zu stehen.“

Barbin pfiß unhörbar zwischen den Zähnen. Sein Verdacht war vollauf bestätigt. Der da sprach, war der Händler aus Ancona.

„Aber paßt auf, das deutsche Schwein findet den Stein. Wenn er noch wirklich existiert, der findet ihn. Und nun sind es statt des einen drei. Maledetto, maledetto!“

„Wenn du hier sitzt und jammerst, kommen wir zu keinem Ziel,“ fiel jetzt die tiefe Stimme des dritten ein. „Beraten wir lieber, wie man die drei auseinander bringen kann, um jeden einzeln – –“

„Halt,“ kreischte der Händler dazwischen. „Um Gotteswillen kein Blut! Andrea, das geht gegen den Pakt. Wozu habe ich euch das Chloroform mitgegeben. Nur betäuben, wenn er den Stein finden sollte, und dann, sein Geld laßt ihr ihm. Ich will nur meinen Stein haben.“

Der Arnaut grunzte wieder sein Lachen: „Und wenn er ihn nicht findet? Bei allen Geistern von Skutari, ich weiß, daß den Stein keiner mehr findet.“

„Rede nicht so dumm,“ fiel ihm der Händler ins Wort. „Du kennst diese Deutschen nicht. Als ich in jungen Jahren einmal in Skutari war, da bildete so ein Deutscher das Stadtgespräch. In allen Kaffeehäusern und Konaks erzählte man sich davon, wie er fast ganz allein den gefürchteten Schut, das Haupt einer weitverbreiteten Räuberbande, zur Strecke gebracht hatte. Seit der Zeit habe ich vor diesem Volke einen höllischen Respekt. Was ein Deutscher sich vorgenommen hat, setzt er durch. Ich war hundertmal an der Stelle im unterirdischen Gang und fand dort nichts. Irgend ein geheimes Zeichen muß noch auf der Platte sein, das ich nicht deuten kann. Aber dieser Deutsche hat es sicher gefunden. Er findet den Stein und ich bin um mein Lebensziel betrogen.“

„Verfluchtes Jammern,“ fuhr jetzt der Dritte auf. „Es wird langsam Zeit, und du heulst hier wie ein altes Weib. Wir müssen einen Plan machen und vor allem die drei von einander trennen. Ich schlage vor, Spiridion, du kennst den Gang, der in den Keller führt, und nimmst das Chloroform. Zieh den Deutschen beiseite und sage ihm, daß du eine Stelle weißt, wo etwas verborgen sein muß, weil ein Mann aus Ancona hier immer danach suchte. Er wird sofort anbeißen wie der Hai auf den Köder. Ich locke die zwei übrigen nach der andern Seite zum Grab der kleinen Euphrosine.“

„Und wenn sie nicht gehen?“ fiel Spiridion ein.

„Dann,“ stieß Andrea hervor, „dann müssen alle drei hinter die Schlagtür.“

„Keinen Mord, Santa Maria, keinen Mord,“ zeterte der Italiener dazwischen, „das geht gegen die Verabredung. Das müßt alles so geschehen, als ob ihr unschuldig an allem seid. Du, Spiridion, weißt das Wort, wenn ihr bei der Stelle seid, und ich warte hinter der Mauer. Sollte er den Stein finden, so rufst du, wie ausgemacht, und ich komme. Das Chloroform ist nur für den Fall, daß er sich wehren sollte. Donnerwetter,“ unterbrach er sich, „es ist fast drei Uhr, ihr müßt bald gehen.“

Lautlos wie eine Schlange glitt der hagere Körper Doktor Barbins die Lehmwand hinab. Er hatte genug gehört. Mit keuchender Brust kam er eine halbe Stunde später in dem Gasthaus an, wo er die beiden Freunde schon in Sorgen wegen seines plötzlichen Verschwindens fand.

„Alle Wetter,“ rief Dernefeld, als Barbin seinen Bericht zu Ende gebracht hatte. „Da wäre ich ja in eine ganz böse Sache hineingeklittert. Aber gebt acht, der Stein ist da, der gelbe Schuft aus Ancona glaubt fest daran. Also ist er da. Mit dem Räuber aus Albanien werde ich schon fertig werden.“

„Nicht so hitzig, lieber Freund,“ fiel dem bei der Aussicht auf den Fund an keine Gefahr mehr denkenden Dernefeld Fanfarin ins Wort. „Vergiß nicht, daß du schließlich zwei gegen dich haben sollst. Wenn auch der Italiener ein Feigling ist, der Arnaut scheint mir desto gefährlicher zu sein. Was den andern anlangt, so“ – er reckte seine gewaltige Gestalt – „so wird er bald erledigt sein.“

In fliegender Eile entwarfen die drei nunmehr ihren Feldzugsplan, denn schon sah man durch das Fenster die zwei Burschen herüberstelzen.

Man empfing sie draußen. Noch ehe sich einer von ihnen zu Worte meldete, verabschiedete sich Barbin von den andern.

„Also ich gehe nach Spalato, mir die Arzneien besorgen. Abends treffen wir uns hoffentlich beim Conte. Ich wünsche Ihnen recht viel Glück, lieber Dernefeld, vielleicht haben Sie abends schon den Stein gefunden.“

Sein Blick streifte bei den letzten Worten das Antlitz Andreas. Er sah, wie es in dessen Auge aufblitzte. Dann gab er den beiden die Hand und trollte sich, anscheinend der Straße nach Spalato zustrebend davon.

Er war kaum hinter der Ecke des Gasthauses verschwunden, als Spiridion Dernefeld ein Zeichen machte, er möge zu ihm treten.

„Sie sprechen nickt itallänisch?“

Dernefeld fand es geraten, zu verneinen, obzwar er es vorzüglich sprach.

„Sie sucken eine Stein, ich wissen, wo aus Ancona eine Mann immer gesuckt. Swanzig mal gesuckt. Aber nickt gefunden. Vielleicht finden Sie.“

Scheinbar aufs Höchste interessiert zog Dernefeld den Mann beiseite. „Ruhig, Mensch,“ flüsterte er, „ich möchte den Stein allein finden. Der andere Herr braucht nichts zu wissen.“

„Ick verstehe, verstehe,“ grinste der Arnaut, und ein spöttischer Blick flog von ihm hinüber zu Andrea. „Wir wollen gehen allein.“

Ein paar Worte rief er in irgend einem unverständlichen Rotwelsch Andrea zu, der soeben dem Conte Fanfarin erzählt hatte, daß er einen wundervollen Sarkophag mit kostbaren Reliefs kenne. Er zwinkerte dabei auf vermeintlich schlaue Weise mit den Augen.

„Na, dann vorwärts,“ lachte Fanfarin, nickte Dernefeld ermunternd zu und zog mit Andrea querfeldein.

Dernefeld und Spiridion schlugen die Richtung nach den Ueberresten der Basilika ein. Dernefeld klopfte das Herz, wenn er an seine Aufgabe dachte. Ein paar Fuß nur unter der Erde lag vielleicht der Stein, der ihm schon so viele schlaflose Nächte bereitet hatte, und der ihm, wenn er die sehnige Gestalt des Arnauten vor sich betrachtete, wie von einem bösen Drachen bewacht schien. Aber doch trat die Sorge, wie er mit Spiridion fertig werden würde, weit zurück hinter der quälenden Ungewißheit, ob das Ergebnis seiner Nachforschungen auch die viele Mühe, vielleicht sogar Blutvergießen lohnen würde. Er vergewisserte sich noch einmal, ob alles in Ordnung war. In der rechten Rocktasche die schußbereite Waffe, in der linken die stark leuchtende Taschenlampe.

„Ich habe das leichtere Spiel,“ dachte er, „denn der Kerl hat keine Ahnung, daß ich seinen Plan kenne.“

Dann setzte sich Dernefeld verabredungsgemäß auf einen Säulentorso, der zum Sitzen einlud. Er mußte Barbin und Fanfarin Zeit lassen, mit dem Händler und Andrea fertig zu werden. Der Arnaut machte ein verdrießliches Gesicht, aber Dernefeld schwärmte ihm von der Heiligkeit des Ortes, die er genießen wollte, so überzeugend vor, daß Spiridion sich schließlich dareingab.

Fast eine halbe Stunde war Dernefeld gesessen, bis der verabredete Pfiff von Barbin ertönte. Der Arnaut fuhr ein wenig zusammen. Er hielt das Zeichen offenbar für das des Händlers, der ihn zur Eile mahnte.

„Cherr, es wird spät,“ wandte er sich in mühsam beherrschter Ungeduld zu Dernefeld und schritt nun rasch durch ein Chaos von herabgefallenen Gewölberesten, Säulen und Steintrümmern einer Vertiefung zu, von der aus eine offenbar erst in jüngster Zeit gefertigte Tür in einen unterirdischen Raum führte. „Die Krypta,“ erklärte er Dernefeld, der sein Herz klopfen fühlte und vorsichtig hinter ihm herschritt.

Der Arnaut öffnete mit einem Schlüssel und Dernefeld merkte, wie er einen kleinen Holzklötz, den er scheinbar achtlos von der Erde aufgehoben hatte, zwischen die Türangel preßte. Dann entzündete er eine mitgebrachte Taschenlampe und zog aus einer Maueröffnung ein dort gut verborgenes kurzes, aber schweres Grabschwert hervor.

„Die Schlagtür,“ schoß es Dernefeld durch den Kopf. Mit einem Griff hatte er den zugespitzten Holzklotz, der anscheinend das völlige Aufangeln der Tür verhindern sollte, entfernt und in die Tasche gesteckt.

Vorsichtig, die Taschenlampe in der linken Hand, die rechte auf dem Lauf des Schießeisens in der Tasche, durchschritt er hinter dem Arnauten einen kurzen, niedrigen, gemauerten Gang und stand bald in einem kellerartigen Raum, den er augenblicklich nach der Form seines Grundrisses erkannte. Nicht die Umrisse der großen Basilika hatte der römische Schwerträger mit der Zeichnung auf der Goldplatte des Schwertgriffes darstellen wollen, sondern diesen Raum. Er war in fieberhafter Aufregung, als der Arnaut sich jetzt umwendete und sagte: „Hier wird gesuckt immer nach dem Stein.“

Dabei begann er einen kurzen, stoßweisen Husten, den er mit dem kräftigen, in der Wölbung laut widerhallenden Ruf „Elbassan“ abschloß.

Es sollte wohl wie ein Fluch klingen, aber Dernefeld wußte, woran er war; es sollte das Stichwort für den irgendwo lauenden Händler sein. Dernefeld behielt, während er mit der Taschenlampe den Raum ableuchtete, den Arnauten unausgesetzt im Auge. Er sah, wie dieser in eine Nische griff und dort an etwas herumarbeitet. Dabei entschlüpfte ihm wieder ein leiser Fluch, diesmal aber ein echter. Die „Schlagtür“ von der Andrea gesprochen hatte, ging augenscheinlich nicht zu.

„Jetzt ist es Zeit,“ blitzte es Dernefeld durch den Kopf. Der Kerl wollte allem Anschein nach nicht so lange warten, als zwischen ihm und dem Händler besprochen worden war und wollte wohl auf eigene Faust den Raub ausführen.

„Wohin?“ herrschte er den Arnauten an, als dieser Miene machte, den Gang zur Außentür zurückzuschreiten. Er hob die Taschenlampe hoch und seine rechte Hand umspannte den Revolverkolben. Da sah er, wie der Arnaut ihn erst überrascht anblickte, dann in blitzartigem Verstehen der Lage das Grabscheit hochhob und sich mit einem Sprung auf ihn stürzen wollte. Da donnerte auch schon der Schuß – ein fürchterliches Gepolter – Dernefeld fühlte den Boden unter sich wanken und stürzte, er wußte nicht, ob von dem Grabscheit des Arnauten oder einem Stein getroffen, in eine Oeffnung, die sich urplötzlich unter seinen Füßen geöffnet hatte. Und da hörte er auch schon die Löwenstimme Fanfarins über sich. Hörte ein donnerndes „Stoj“ (Steh) und als er sich in dem Loch mühsam aufrichtete, sah er über sich in dem nach dem fürchterlichen Gepolter plötzlich hell gewordenen Raum den Conte stehen, die Pistole auf den Arnauten gerichtet, der blutend und mit wutverzerrten Gesichtszügen, die Hände hoch gehoben, in einer Ecke stand.

„So, mein Söhnchen! Dernefeld, kriech heraus, ich sehe, der Räuber hat dich noch nicht umgebracht. Leere dem Burschen vor allem die Taschen. Ich denke, er wird wohl recht nette Sachen darin haben.“

Und als Dernefeld nacheinander die Steinflasche mit Chloroform, ein Stilet und eine Signalpfeife hervorzog, meinte Fanfarin gemütlich:

„Der Kerl hat sicherlich noch eine Schnur bei sich; oder warte,“ er griff an die Wand nach einer herabhängenden Schnur und pfiß dabei durch die Zähne, „das war wohl die Leitung zur Tür? Na schau, gib jetzt einmal deine Patschhändchen her. Dein Freund Andrea liegt oben im Graben mit einer großen Beule hinter dem Ohr. Willst du nicht auch eine solche haben, dann sträube dich nicht.“

Willig bot der Albaner die Hände. Mit dem diesem Volke eigenen Fatalismus erkannte er, daß das Spiel verloren war.

Dernefeld war indessen wieder in die Grube gesprungen. Nun die Lebensgefahr vorüber war, brach der Forscherdrang abermals mit aller Macht hervor.

Unter den dem Albaner abgenommenen Sachen fand sich auch ein Lichtbild. Der Italiener war klug gewesen und hatte die Oeffnung unter dem leeren Stein im Schwertgriff photographieren lassen. Mit zitternden Händen suchte Dernefeld nach der Lupe. Und nun fand er die Lösung des Rätsels, warum es dem Italiener trotz zwanzigmaligen Suchens nicht gelungen war, den Stein zu finden. Der Orientierungsstrich, der zwischen den beiden Achsenästen eingezeichnet war, wies nicht vom Achsenschnittpunkt hinaus, sondern gerade auf diesen hin. Zwar nicht mit freiem Auge, aber unter der Lupe sah man eine ganz feine Pfeilspitze an dem Strich angezeichnet, die auf den Achsenschnittpunkt wies.

Der Achsenschnittpunkt aber war das Loch, in welches Dernefeld gefallen war. Durch den vom Schuß hervorgerufenen Luftdruck waren die morschen, fast zweitausend Jahre alten Mauern an der Stelle eingestürzt, wo der Italiener wohl mit Brecheisen und Meißel in den Steinen herumgearbeitet und sie gelockert hatte. Daß unter seinen Füßen auf dem mit angeschwemmten Lehm bedeckten Boden ein

regelrechtes Pflaster sich befand, das nun ebenfalls durch die Wucht niederstürzender Gewölbsteine über der Höhlung zusammenbrach, hatte er nicht geahnt.

Barbin, den zusammengebrochenen Italiener vor sich herführend, kam gerade zurecht, als Dernefeld, am ganzen Körper zitternd vor Finderfreude, ein dickes, in Bast und Eselshaut gewickeltes Päckchen öffnete.

Ein wundervoll in einem haselnußgroßen prachtvollen Smaragd geschnittener behelmter Kopf kam zum Vorschein.

„Er ist's, er ist's,“ jubelte Dernefeld. „Zwar nicht der Kopf des Cäsars selber, aber zweifellos der eines seiner Heerführer. Das Ganze so künstlerisch geschnitten, daß es zu dem Kostbarsten gehört, was ich je in dieser Art gesehen.“

Die drei Verschworenen kamen mit einem blauen Auge davon. Andrea, den Fanfarin mit einem Faustschlage niedergestreckt hatte, als er einen Versuch gemacht hatte, den Conte zur Uebergabe seiner Wertsachen aufzufordern, war augenscheinlich bald aus seiner Betäubung erwacht und hatte schleunigst das Weite gesucht.

Der Arnaut, dem Dernefelds Kugel den Arm durchbohrt und den ein stürzender Stein noch überdies verletzt hatte, trollte sich, von Barbin verbunden, nachdem ihm dieser zehn Jahre Zuchthaus versprochen hatte, wenn er sich noch einmal auf seinem Wege blicken ließe.

Der Händler war zum Jammerbild geworden. Seine Feigheit und Habgier hatten ihm einen Streich gespielt, der im Kerker enden konnte, wenn Dernefeld nicht Milde walten ließ. So war er schließlich heilfroh, als ihm Dernefeld eröffnete, er werde nach Anzeige des Fundes bei der Behörde mit ihm über den Kaufpreis verhandeln.

Am Abend saßen die zwei Freunde mit dem Doktor wieder unter ihrer Platane und besprachen den ereignisreichen Nachmittag. Fanfarin, glücklich, bei dem Abenteuer mitgewirkt zu haben; Dernefeld froh gelaunt, obzwar ihm jetzt noch eine langwierige Arbeit, der Versuch bevorstand, die Persönlichkeit des Schwerträgers festzustellen.

Vor den dreien auf dem Tische, von der Abendsonne wundersam durchglüht, lag der edle Stein. Welche leidensvolle Geschichte hätte er erzählen können, wieviel Tränen mochte sein einstiger Besitzer geweint haben, als er ihn vor sechzehn Jahrhunderten in der verborgenen Krypta vergrub, bevor er, vielleicht heimlich zum Christen geworden, vom Cäsar in die Arena von Salona zum Kampf mit wilden Tieren geschleppt worden war.